

Ein Ritter des Geistes

Autor(en): **Greyerz, T.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **21 (1918-1919)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749176>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aber uns, die wir allzuwenig vom Schicksal in den Kriegsjahren aus unserer Mittelmäßigkeit aufgepeitscht wurden, uns tut die Peitsche heute mehr not denn je. Damit wir nachkommen!

Sonst bleiben wir ewig zurück

Was Kesser sagt, berührt *uns* zum mindesten so sehr als die Kinder anderer Vaterländer — die unter uns wenigstens, die sich zum Neubau würdig dünken.

GENÈ

PAUL LANG



EIN RITTER DES GEISTES

Wir brauchen im öffentlichen Leben, in Presse und Behörden, in Kirche und Literatur immer wieder Männer, die mit offenem Visier für eine Idee, die in ihnen Gestalt gewonnen hat, in die Schranken treten und mit eingelegerter Lanze den Kampf dafür wagen. Gutzkow hat sie in einem seiner Romane „die Ritter vom Geiste“ genannt und ihnen im Leben seiner Zeit ihr Wirkungsfeld angewiesen. Der Roman ist heute wenig mehr gelesen: aber das Bedürfnis nach Männern, die in der Gegenwart für geistige Werte eintreten und zu kämpfen wissen, ist stärker denn je. „Interessen“ werden ja eifrig genug verfochten; Klassen und Gruppen stehen einander in Schlachordnung gegenüber; aber die Losungsworte geistiger Art werden selten so gehört, dass man ihnen aufrichtig Glauben schenken kann. Sehen wir ein oder zwei Lebensalter zurück, in die 60/70er und in die 30/40er Jahre, so tauchen eine schöne Anzahl Kämpen in unsrem schweizerischen öffentlichen Leben auf, die seiner Zeit viel gehört und befehdet, ihr Wort haben erschallen lassen, heute aber dem jungen Geschlecht schon fast bis auf den Namen unbekannt geworden sind. Sie haben damals für die Kämpfe des Tages gelebt und gestritten, vielleicht ihr Bestes *ihrer* Zeit gegeben. Ist es nicht undankbar, wenn wir sie heute der Vergessenheit überlassen, anstatt uns an ihrem tapfern Beispiel zum erneuten eigenen Geisteskampf ermutigen zu lassen?

Ein solcher Ritter vom Geiste war Wilhelm Kampli von Zürich, einer der Führer der kirchlichen Reformbewegung, die anfangs der 70er Jahre einer freieren Auffassung des Christentums innerhalb der Kirche Eingang verschafften, nicht ohne harte Kämpfe gegen die an die alten Bekenntnisse gebundene Richtung der Rechtgläubigen ausfechten zu müssen. Das Lebensbild dieses Mannes, in treuer Anhänglichkeit und mit feinem Verständnis von dessen Sohn gezeichnet,¹⁾ lässt diesen Mann, seinen edlen Charakter und seine Sache lebendig vor uns aufleben. Die Darstellung eines Lebens im Zeitraum von 85 Jahren (1829—1914), so voll ausgenutzt wie dieses, hätte leicht zu einer dickleibigen oder gar mehrbändigen Biographie werden können: an Stoff dazu, ja selbst an umfangreichen eigenen Aufzeichnungen Kamplis fehlte es nicht. Um so höher ist es dem Verfasser anzurechnen, dass er in weiser Beschränkung aus dem überreichen Material ein schlichtes, kurz zusammenfassendes Lebensbild geschaffen hat, das in der Fülle des Gebotenen

¹⁾ Dr. theol. *Konrad Wilhelm Kampli*, Pfarrer und Dekan. Ein Lebensbild von Wilhelm Kampli. 1918. Verlag von Mäder Söhne, Lichtensteig, 212 Seiten 8°, geb. 5 Fr. (In Kommission bei Beer & Co., Zürich.)

sehr anregend wirkt und bei vielen die Lust wecken wird, nach Kamblis eigenen Schriften zu greifen, die seiner Zeit gern gelesen, heute fast nur noch in Bibliotheken aufzutreiben sind. Der Verfasser dachte bei seiner Arbeit zunächst an persönliche Freunde, Anhänger, ehemalige Konfirmanden seines Vaters; der Schreiber dieser Zeilen gehört von Hause aus nicht zum Kreise Kamblis, hat aber mit reicher Anregung und wahrer Erbauung dieses Lebensbild gelesen und genossen und möchte es daher gern einem weiteren Kreise von Unbekannten hier warm empfehlen.

Das Leben Kamblis verlief in ganz normalen Bahnen. Er entstammt einem alten stadtzürcher Geschlecht und ist im Niederdorf, demselben Stadtteil wie G. Keller, nur zehn Jahre später als dieser, als Sohn eines Handwerkers aufgewachsen. Seinen Konfirmandenunterricht genoss er beim selben Pfarrer, in derselben Stube, die der Dichter im *Grünen Heinrich* verewigt und die auch ihm eine peinliche Erinnerung hinterlassen hat.

Noch mehr als einmal berührten sich die Lebenswege der beiden Söhne Zürichs; als Kampli in Berlin studierte, kam er etwa mit Keller, dem jungen Schriftsteller, zusammen, ohne ihm aber näher zu treten. Später, als Keller im *Verlorenen Lachen* einen Pfarrer der modernen Richtung im ungünstigsten Lichte darstellte, indem er ihn als charakterlosen Schönredner der Verachtung preisgab, wollte man, verführt durch einige Andeutungen über den Schauplatz der Erzählung, in Kampli, dem Pfarrer von Horgen, das Urbild dieser Gestalt erkennen. Aber Keller ließ in seiner bekannten Derbheit Kampli sofort sagen, er werde hoffentlich nicht ein solches Kalb sein, zu glauben, er habe ihn gemeint. Kampli fühlte sich persönlich nicht verletzt; aber in der Studie, die er nach des Dichters Tod über dessen Stellung zu Religion und Christentum, Kirche, Theologie und Geistlichkeit verfasste, erhebt er gegen Keller den ernstesten und wohl begründeten Vorwurf, er habe die Reformrichtung in seiner Novelle durch eine Karikatur entstellt und sei ihr in keiner Weise gerecht geworden, ebenso wenig wie im *Martin Salander*, wo er einen liberalen Geistlichen große Taktlosigkeiten sagen lässt. Für Keller ist der Reformier vor allem der Schönredner, der den Glauben, da er ihm nicht mehr modern genug für sein Publikum erscheint, mit Kunst und Wissenschaft verbrämen oder gar ersetzen will, während der unkirchlich gesinnte Dichter für seine Person auf jedes laute Bekenntnis eines Glaubens verzichtet, wohl aber dem aufrichtig gesinnten Gläubigen *seinen* Glauben lassen will und auch nicht ohne Verständnis bleibt für den Halt, den dieser einem bescheidenen Menschen in guten und bösen Tagen gewährt. Da auch andere Größen wie Jakob Burckhardt sich über die Reform etwas abfällig geäußert oder sich ihr gegenüber ablehnend verhalten haben, so gewinnt das Lebensbild Kamblis gegenüber diesen Urteilen neue Bedeutung und es mag angezeigt sein, sich seine Persönlichkeit und seine Ziele zu vergegenwärtigen.

Kampli war eine durchaus einfache Natur, ein Mann von guter, doch nicht genialer Begabung, der seine Kraft in den Verhältnissen seiner Zeit, in die ihn der geistliche Beruf hineinstellte, ganz hingab und voll auswirken konnte. Während mehrere seiner Freunde dem Pfarramt untreu wurden, wuchs er immer mehr in die Aufgaben der Kirche hinein, baute weiter an deren Aus- und Umgestaltung und wurde zum eifrigen Wort-, ja zum Parteiführer in den Kämpfen um die Freiheit des Bekenntnisses innerhalb der kirchlichen Schranken. Als Pfarrer volkreicher Kirchgemeinden, in Illnau, in Horgen und zuletzt in St. Gallen, wirkte er mehr als fünfzig Jahre stets

vollbeschäftigt im geistlichen Amt, voll Hingabe in Predigt, Jugendunterricht, Armenpflege und Gemeinnützigkeit. Er fand Anerkennung, aber nie wurde er auf den Händen getragen und es fehlte auch die Gegnerschaft nicht. Sein entschlossenes Wesen, das sich hie und da zur Heftigkeit steigerte, stieß öfter auf Widerstand oder Unverstand und Duldsamkeit war kaum seine erste Tugend, auch nicht in den theologischen Kämpfen, an denen er sich lebhaft beteiligte, während er in politischen Dingen mehr Zurückhaltung beobachtete. Doch war er eine Natur, die sich im Kampfe nicht verlor. Immer wieder kehrte er ins stille Studierzimmer und in den traulichen Familienkreis zurück, sammelte sich, wurde wieder warm und gemütlich. Die Grundlagen des christlichen Glaubens standen ihm, abgesehen von der Studentenzeit, nie in Frage, und er würde wohl, wenn er heute aufträte, zu den „Positiven“ gezählt werden, so geschlossen und bestimmt lautet sein persönliches Bekenntnis z. B. in dem schönen Buch: *Fromm und Frei*, eine Mitgabe auf den Lebensweg für denkende Jünglinge und Männer (Zürich, bei Cäsar Schmidt, 1884)

Allerdings, es ist ein Glaube für *denkende* Menschen. Kambli richtet seine volle Aufmerksamkeit darauf, das Christentum seinen Zuhörern und Lesern auch von der Seite des Verstandes nahe zu bringen. Der Glaube soll nicht ein blinder sein, und wenn auch der Fromme nie alles verstehen kann, so wird er doch den Schwierigkeiten des Glaubens nie gleichgültig aus dem Wege gehen. Den eigentlichen Wunderglauben lehnt Kambli ab und setzt sich in einer besonderen Schrift damit auseinander. Sein Bedürfnis, sich literarisch zu betätigen, die Fragen, die ihn selbst beschäftigten, gründlich und zugleich allgemein verständlich zu behandeln, war trotz der großen Arbeitslast seines Amtes bei ihm unabweisbar, und es ist erstaunlich, wie der praktisch so vielbeschäftigte, überall in Anspruch genommene Mann sich immer wieder die Zeit nahm und sie auch fand, um größere Abhandlungen, ja ganze Bücher zu schreiben, nicht zu reden von der Unzahl öffentlicher Vorträge, die er in seinem langen Leben gehalten hat. Nur eine stählerne Gesundheit, die ihm u. a. durch eifrigen Turn- und Schwimmsport, überhaupt durch eine sehr vernünftige und mäßige Lebensweise erhalten blieb, erlaubte ihm solch riesige Arbeitsleistungen. Was ihn besonders reizte, war die Auseinandersetzung des Christentums mit der Kultur, speziell nach der Seite der Kunst und der sozialen Fragen. So erschienen s. Z. bei Huber & Co. zwei Bücher: *Der Luxus nach seiner sittlichen und sozialen Bedeutung* (1890, 208 S.) und *Kunst und Leben in ihrer Wechselwirkung aufeinander* (1905, 366 S.) Schon 1886 war sein umfangreiches Werk erschienen: *Die sozialen Parteien und unsere Stellung zu denselben* (Fehr, St. Gallen); dann schrieb er *Über die Stellung der Frau im öffentlichen Leben* und hielt 1896 einen Vortrag über die Frage: *Haben Christentum und Sozialdemokratie ein Interesse, sich zu bekämpfen?* Die Fragestellung des Themas mutet uns hier schon ziemlich zeitgemäß an, und in der Tat fühlte auch Kambli, obschon bereits ein 70er, das Bedürfnis, sich mit der religiös-sozialen Richtung, mit den Bestrebungen Kutters und Ragaz' auseinandersetzen. Während er den unentwegten „Freisinn“ mancher älterer Reformpfarrer gefährlich fand, wusste er sich in wichtigen Punkten auf demselben Boden wie die jungsoziale Richtung, ein Beweis dafür, wie sehr er in der Zeit lebte und mit ihr vorwärts gegangen war. Man bekommt unwillkürlich Lust, die Schriften des alten Kämpfers zu studieren; vielleicht, dass wir ihm gar in einigen Punkten Recht gäben, in denen er den Jungen *nicht* folgen konnte.

Der Vorwurf Kellers, die Reformer wollten die Religion mit Kunst und Wissenschaft *verbrämen*, d. h. also oberflächlich ausstaffieren, trifft für Kambli ganz gewiss nicht zu. Sein Interesse für die Kunst war ein durchaus persönliches, auf eigener Kunstübung begründetes. Überall wo er wirkte, bis in seine letzten Lebensjahre, fühlte er den stärksten Trieb, das Verständnis für edle Kunst zu hegen und zu pflegen. Seine eigenen Sammlungen und die Kunstkränzchen, die er überall um sich vereinigte, geben ein schönes Zeugnis davon.

Wir haben aus der Lektüre von Kambli's Lebensbild und einigen seiner Schriften den Eindruck gewonnen, dass das reiche Tagewerk eines Geistesmenschen vor uns liegt, dem unsre schweizerische Kultur viel Gutes und Dauerndes verdankt, und dieses Viele ist wohl wert, von uns empfunden und benutzt zu werden.

FRAUENFELD

TH. GREYERZ



DIE „ENTWICKLUNG“ DER PREUSSISCHEN SCHULREFORM

Das moralische Manometer einer Regierung ist ihr Verhalten der Jugend ihres eigenen Landes gegenüber, ihre Behandlung der Schul- und Erziehungsfragen. Die Maßnahmen einer Regierung zum Schutze der Jugend werden immer den Grad ihrer Aufrichtigkeit, ihres Freiheitswillens, ihrer moralischen Verantwortlichkeit und ihres persönlichen Mutes zeigen, denn es ist keine rein politische Angelegenheit, und die Mehrzahl der Wähler stehen einer Erweiterung des Jugendschutzes und der Jugendrechte ablehnend und feindlich gegenüber. Selbst die Wähler einer demokratisch radikalen, sozialistischen oder sogar revolutionären Partei sind, als Väter, meistens Autokraten. Eine Revolutionsregierung kann daher auf diesem Gebiete am besten die Reaktion vorbereiten und die Jugend, d. h. die Zukunft in ihre Hände spielen, während die Tagespolitik zur Beruhigung der Massen in gewissem Sinne noch revolutionäre Allüren oder wenigstens soziale Phrasen erfordert.

Aus diesen Gründen ist es nicht uninteressant, die Vorgänge im preußischen Kultusministerium seit dem 9. November zu untersuchen. Im Antrittsprogramm der Revolutionsregierung Ebert-Haase wurde die Schulreform im Sinne der Einheitsschule verkündet. Der Sozial-Imperialist Hänisch und der Unabhängige Adolf Hoffmann vertraten nebst einigen neuen Beiräten das Kultusministerium. Das übrige Personal war übernommen worden. Sogleich wurden neue Richtlinien für den Geschichtsunterricht aufgestellt. In diesem Sinn „Hass und Rache gegen unsere Feinde dürfen auf keinen Fall der Jugend gepredigt werden. Mit dem Gedanken eines Rachekrieges darf nicht gespielt werden, auch dann nicht, wenn die Feinde uns offensichtlich unrecht tun. Es sei die Hoffnung festzuhalten, dass einstmals Völkerhass auf der Erde ganz aussterben, und der Krieg der letzte gewesen sei Die Schule darf nie wieder die Stätte der Kriegsverherrlichung und Völkerverhetzung werden.“ — Außerdem wurde die geistliche Ortsschulaufsicht in Preußen aufgehoben und der